

Tiroler Heimat. Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde, Bd. 69, 2005, 272 Seiten

Das Jahrbuch 2004 beginnt mit dem Abdruck von Beiträgen zu einer Tagung, die 2004 in Innsbruck im Rahmen der Ausstellung „Claudia de' Medici – eine Italienerin als Landesfürstin von Tirol“ im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum stattgefunden hat. Und man könnte meinen, im Folgenden geht es um Claudia de' Medici. Dem ist nicht so, jedenfalls nicht gleich: Franz **Daxecker**, Augenheilkundler an der Universitäts-Klinik Innsbruck, findet die Erzherzöge Maximilian II. und Leopold V. sowie deren Beziehungen zu den Astronomen Christoph Scheiner und Galileo Galilei interessanter: Scheiner wurde von Maximilian nach Innsbruck gerufen, um ein Fernrohr zu adaptieren (der Erzherzog sah alles seitenverkehrt und kopfüber). Der Jesuit, Professor für Mathematik und Hebräisch in Ingolstadt, lebte ab 1617 einige Zeit in Innsbruck. Er leitete dort den Bau der ersten – bereits 1626 wieder eingestürzten – Jesuitenkirche. Schon länger befasste er sich mit Astronomie und Optik und stritt mit Galilei um die Entdeckung der Sonnenflecken. Scheiner propagierte ein geozentrisches Weltsystem und gehörte nach der Verurteilung Galileis in einem Inquisitionsprozess 1633 „zu den ‚Gewinnern‘“ (10). Mit Leopold V. hatte der Jesuit einen langen Briefwechsel geführt, der seinerseits mit Galilei korrespondiert hatte.

Panegyrik las Stefan **Tilg** darauf hin, wie Claudia de' Medici und ihre Innsbrucker Familie darin vorkommen. Diese propagandistischen Werke sollten repräsentieren und unterhalten und waren im zeitgenössischen fürstlichen Milieu üblich. *Panegyrik* hat vielfältige Erscheinungsformen – Tilg beschränkt sich auf drei Beispiele: Er beginnt mit Huldigungsgedichten auf die neue Erzherzogin, die wahrscheinlich während der Hochzeitsfeier vorgelesen wurden, und versucht zwischen Gattungstypischem und Spezifischem zu unterscheiden, die Besonderheiten herauszuarbeiten. So stellt er fest, dass die bürgerliche Stellung der Braut an den Adel Leopolds angeglichen wird. „Die Liebe macht alle gleich.“ (20) Zweitens wurden auf der Innsbrucker Jesuitenbühne viele Stücke zur Verehrung des Paares gespielt, und schließlich stellt der Philologe noch die „Sammlung zur österreichischen Geschichte unter dem einzigartigen und gesegnetsten Zeichen der Frömmigkeit“ vor, ein Werk des Franziskaners Diego Lequile, der am Innsbrucker Hof lebte.

Noch gar nicht so lange, so Astrid von **Schlachta**, habe Forschung die Möglichkeiten von Frauen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit entdeckt, Herrschaft zu übernehmen; ihr Einfluss und ihre Rolle in der Politik seien neu zu definieren. Sie vergleicht Claudia de' Medici, die – wie erst im nächsten Beitrag zu erfahren ist – in Innsbruck sehr bald verwitwete, mit europäischen Witwen ähnlichen Rangs, um diese Lebensphase der Landesfürstin in einen größeren Kontext einzuordnen. Berühmte Königinnen wie Katharina de' Medici (Mutter von Karl IX.), Maria de' Medici (Mutter von Ludwig XIII.) in Frankreich und Anna von Österreich (Mutter von Ludwig XIV.) führten als Witwen für ihre noch zu jungen Söhne die Regierungsgeschäfte und ähnlich taten es viele Adelige in kleineren Territorien. Auf letztere konzentriert sich die Autorin mit Gräfin Johanna Elisabeth von Bentheim, Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach oder Landgräfin Elisabeth Dorothea von Hessen-Darmstadt. Sie zeigt, welche Komplikationen beim Übergang der Macht auf die Interimsfürstinnen entstehen konnten, wie schwierig es war, mit Mitvormunden umzugehen, die sich ins Regieren und ins Kindererziehen einmischten. Sie zeigt aber auch, dass die adeligen Witwen Gestaltungsmöglichkeiten hatten, über Macht verfügten und diese im bestmöglichen Umfang ausübten.

„Eine Italienerin als Landesfürstin von Tirol war nichts Besonderes“ (41), beginnt Sabine **Weiss** ihren Beitrag, in dem sie dann aber zeigt, dass und inwiefern Claudia de' Medici doch etwas Besonderes war. Seit dem Erwerb der Grafschaft Tirol 1363 war für die Habsburger eine Intensivierung der Kontakte nach Italien besonders interessant. Leopold V., der eine hohe Mitgift nötig hatte, holte sich Claudia de' Medici, aus dem reichsten und kulturell führenden Patrizierhaus stammend, aus einem Florentiner Kloster. Dort lebte sie, seit sie – kurz und unglücklich mit dem Thronerben von Urbino verheiratet – mit 19

Witwe geworden war. Solange ihr zweiter Mann lebte, war die Fürstin in Innsbruck vor allem kulturell aktiv, ließ ein Hoftheater einrichten und holte allerhand Florentinisches in die Alpenstadt. 1632 mit 28 Jahren zum zweiten Mal Witwe, ernannte Kaiser Ferdinand II. sie zur Regentin und entsprach damit den Wünschen Leopolds. Weiss beschreibt die Umstände dieser Regentschaft als besonders herausfordernd – das Haus war schwer verschuldet, der Dreißigjährige Krieg wütete und Tirol musste gegen die Schweden und Franzosen verteidigt werden. Die Historikerin, die kürzlich eine Biografie der einstigen Landesfürstin publiziert hat, beendet ihren Aufsatz mit einer Aufzählung von zum Teil merkwürdigen Aktivitäten in Tirol rund um deren 400. Geburtstag: unter anderem die Benennung einer orangen Hängegeranie nach Claudia de' Medici in Bozen oder eine Besichtigungstour der Volksschule Scharnitz zur Porta Claudia.

Robert **Rebitsch** schließlich, der sich in der letzten *Tiroler Heimat* mit Karl V. als Tiroler Landesfürsten befasst hatte und im aktuellen Band gleich zweifach als Autor aufscheint, zeichnet das Verhältnis von Claudia de' Medici zu Generalleutnant Matthias Gallas nach und liefert damit einige Details zur vorhin umrissenen politischen Rolle der Fürstin, wengleich dem Text anzumerken ist, dass er auf Basis eines Forschungsprojekts über Matthias Gallas entstanden ist. Die Landesherrin zog den Feldherrn immer wieder auf ihre Seite; er war aber nicht ihr, sondern dem Kaiser und dem Generalissimus (Wallenstein, Ferdinand III. oder Erzherzog Leopold Wilhelm) unterstellt. „Claudia musste, wollte sie unmittelbar durch den Generalleutnant etwas erreichen, auf dessen ‚good-will‘ zählen.“ (54) Sie half ihm dafür aus steuerlichen Verpflichtungen, die ihn als Großgrundbesitzer im Hochstift Trient getroffen hätten.

In einem pathetischen Vorwort zum Sonderteil zu Claudia de' Medici lobt Elena **Taddei** übrigens Ausstellung und Tagung über alle Maße. Es sei versucht worden, „das oft verschwommene, durch 400 Jahre verblasste Bild dieser Landesfürstin wieder in vollem Glanz erstrahlen zu lassen“ (5) etc. Das Thema bewirkte immerhin, dass sich der Anteil der Autorinnen im Jahrbuch im Vergleich zu den letzten hier besprochenen Ausgaben erhöht hat.

Es folgen sieben Aufsätze mit weiterhin deutlichem Gewicht auf Adelforschung: Den Beginn macht Rainer **Loose** mit einer Edition des *Urbars von Rotund aus dem Jahr 1397* aus dem Bestand des Schlossarchivs zu Kasten der Herren von Schlandersberg. Das Original scheint verschollen, der Autor arbeitete mit einer schlechten Fotokopie von 1971. In einer kurzen Einleitung beschreibt er das Dokument formal und inhaltlich; versucht dabei aus den festgeschriebenen Rechten und Pflichten rund um Burg Rotund im Vinschgau die örtlichen Lebensumstände und Wirtschaftsverhältnisse abzuleiten und muss feststellen, dass hierzu das Urbar „wenig hilfreich“ (75) ist. Hilfreich für ExpertInnen ist sicher das angeschlossene Orts- und Personenregister.

Anhand von Besitzvermerken und Signaturen rekonstruiert Christian **Lackner** die Bibliothek von Anton von Annenberg, einem Tiroler Adeligen des 15. Jahrhunderts. Der außergewöhnliche Büchersammler ist seit langem bekannt, nicht zuletzt weil sein Eigentumsvermerk sich auf der „Nibelungenlied-Handschrift J“ findet. Es existiert kein Bestandsverzeichnis, aber eine Signatur Annenberger Provenienz lautet 248, und diese Zahl gilt als Indiz für den Umfang der Bibliothek. Gegenwärtig weiß man nur von 29 Büchern, 12 Handschriften und 17 Inkunablen; sie liegen in Innsbruck (im Ferdinandeum 14 Bände), in Berlin, Wien, Halle, Karlsruhe und New York. Der Anteil lateinischer Werke ist unüblich hoch; der Vinschgauer Adelige wollte, interpretiert Lackner, an klerikaler Bildung partizipieren. Zum Bestand gehört einiges viel geistliche Literatur, etwas zu Recht und medizinische Sachliteratur sowie eine astrologisch-prognostische Handschrift. Normalerweise war eine spätmittelalterliche Adelsbibliothek weit weniger üppig bestückt, bisweilen bestand sie aus einem einzigen familienbuchartigen Band mit Notizen über Jagd, Heraldik, Krieg, Recht, Arznei und Kräuter. Einen Einblick in den Umgang Anton von Annenbergs mit Gelesenem gibt die Entdeckung, dass bei der Bindung einer Rechtshandschrift ein Pergamentblatt aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wieder verwendet worden

war. Heute gilt dieses Fragment als älteste Überlieferung von Gottfried von Strassburgs Tristan.

Romedio **Schmitz-Esser** und Robert **Rebitsch** berichten über den kurzen und tragisch endenden Aufenthalt des jungen Herzogs Severin von Sachsen in Tirol. Der zehnjährige Knabe aus lutherisch orientierter Familie wurde 1533 an den katholischen Hof der Habsburger geschickt, um dort mit den Söhnen des römisch-deutschen Königs Ferdinand I. erzogen zu werden. Fürstensöhne wurden oft in fremde Häuser geschickt; es ging um Bildung und – wahrscheinlich vordringlicher – bündnispolitische Maßnahme beziehungsweise solche zur Vertrauensbildung. Zu Ostern in Innsbruck eingetroffen, hatte das Kind am 10. Oktober bereits das Zeitliche gesegnet. Das löste hektische diplomatische Bemühungen aus, die vor allem in einer genauen Aufklärung der Todesursache und einem würdigen Begräbnisritual bestanden.

Dem folgt ein wirklich interessantes Beispiel aus der Geschichte der Historiografie. Florian **Schaffnerath** macht auf den Beitrag des Historikers Christoph Wilhelm Putsch im Streit zwischen dem Trienter Bischof und Landesfürst Erzherzog Ferdinand II. aufmerksam. Kern des Konflikts war die Oberhoheit über Trient. Der Erzherzog hatte eine Geschichte von Trient in Auftrag gegeben, und der Historiker verfasste einen „Kurze[n] und unzweifelhafte[n] Bericht über die Fürsten, die von Christi Geburt an bis in unsere Zeit herauf die Oberherrschaft über die Stadt Trient ausgeübt haben ...“. Schaffnerath leitet dieses Werk kurz ein und bringt dann eine Transkription (lateinisch und deutsch). Putsch bringt zahlreiche und quer durch die Jahrhunderte führende Beispiele für die Unredlichkeit der „Trienter Pfaffen“ (158), verdeutlicht immer wieder, dass sie sich gerne auf Märchen und Mythen stützen würden, ganz anders als er, der mit Daten und Fakten lückenlos die weltliche Herrschaft über die Stadt belege. Der historische Abriss endet mit: „Aus diesen Worten geht eindeutig hervor, dass die Stadt Trient dem Tiroler Landesfürsten und nicht dem Bischof dieser Stadt gehorchte“ (176). Handwerksgeheimnisse der Historiografie!

Um Ähnliches hätte es auch im Beitrag von Hansjörg **Rabanser** unter dem Titel *Sagenhafte Hexer und ihre historische Fassbarkeit* gehen können. Leider reflektiert der Autor weniger die Zusammenhänge und Wechselwirkung von historischen Ereignissen, Geschichtsschreibung sowie Sagen- und Legendenbildung, er sucht vielmehr historische Belege zu drei in Tirol legendär gewordenen Figuren, um am Ende sein Urteil über drei historische Persönlichkeiten zu fällen: Mathäus Hägele, „[d]as ‚Pfeifer Huissele‘ ist zu Recht als sagenumwobener Hexer verschrien“ und auch der „Kachler Hans“, Hans Lachman, verging quasi mit gutem Grund auf dem Scheiterhaufen. Einzig der „Maiser Student“, Johann Philipp Widmayr, wird – von Rabanser – freigesprochen: „kein Hexer“ (198).

Zum Abschluss behandeln Martin **Kofler** und Anneliese **Gidl** Tiroler Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Kofler zeichnet die Bedeutung der Pustertalbahn für den Bezirk Lienz von 1871 bis heute nach und stellt diese nicht nur in technikhistorische Kontexte – Entwicklung des Eisenbahn- und Straßenverkehrs –, sondern auch in politische (von den Kriegen gegen Italien 1859 und 1866, über die Südtirol-Krise 1961 bis zum parteipolitischen Geringel um den Transitverkehr von heute). Die einbezogenen Umwelten machen die Pustertalbahn-Angelegenheiten so interessant, wenngleich der Text ein bisschen was mit der Handreichung Christoph Wilhelm Putschs gemein hat: Auch Koflers politische Einstellung beziehungsweise seine diesbezüglichen Ziele schimmern deutlich durch; aber das ist vielleicht nicht das Allerschlechtesten. Völlig unpolitisch hingegen – und das bei einem eigentlich brisanten Thema – gibt sich Anneliese Gidl in ihren Bemerkungen zum *Beitrag des Alpenvereins zur Erschließung der Alpen in Tirol im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert*. Sie reiht Zitate aus diversen Medien des (Deutschen und) Oesterreichischen Alpenvereins aneinander und führt so von der wissenschaftlichen Erforschung der Alpen, über den Hütten- und Wegebau, zum Bergführerwesen bis zur vereinsinternen Kritik an der Übererschließung der Berge. Die Autorin kommt gänzlich ohne Sekundärliteratur aus

und findet zur überraschenden Erkenntnis: „Abschließend kann festgehalten werden, dass der Alpenverein wesentlichen Anteil an der Erschließung der Alpen in Tirol hatte.“ (239)

Am Rezensionsteil (28 Besprechungen) fällt diesmal auf, dass eine Nicht-Tirolensie („Hexen und Zauberer in der Steiermark“) rezensiert wird, und die Zeitschrift „Geschichte und Region/Storia e regione“ – wie auch schon im Band 68 anders als in vorhergehenden *Tiroler Heimat*-Bänden – lobenswert scheint. Das mag daran liegen, dass mehr und mehr Schüler der Herausgeber dort publizieren.

Nikola Langreiter